



KURT APPEL · WIEN

WEN ERWARTEN WIR? WER ERWARTET UNS?

Eine adventliche Meditation

Wir bereiten uns in diesen Tagen und Wochen auf das Fest der Ankunft des Herrn, des Gottessohnes vor. Gleichzeitig sind wir in dieser Erwartungszeit mit dem lärmenden und so oft scheinbar banalen Alltag konfrontiert – in Kirche und Welt. Menschen streiten und sterben, Kriege und Krankheiten nehmen in dieser Zeit kein Ende, die Welt nimmt ihren Lauf, so als ob nichts passiert wäre. Und wir müssen uns in diesem Zusammenhang doch fragen: Ist das, was da vor 2000 Jahren geschehen ist, mehr als eine Fußnote im Lauf der Welt? Was oder vielleicht besser: Wen erwarten wir eigentlich? oder sogar: Erwarten wir überhaupt etwas? Vielleicht schleicht sich allerdings in diesem Zusammenhang auch die Frage ein: Was oder vielleicht sogar *Wer erwartet uns?*

Bevor ich auf diese Fragen eingehe, möchte ich in der Schrift Hinweise auf diese Erwartungen suchen. Vielleicht werden sie es uns erlauben, das Erwartete zu konkretisieren und unsere Fragen angemessener zu stellen, d.h. sie nicht ins Leere zu richten, sondern an Jesus Christus, den angekommenen Sohn Gottes selber zu adressieren! Denn tatsächlich kann es ja nicht gleichgültig sein, wie wir fragen und an wen wir uns dabei wenden. Natürlich gäbe es jetzt eine überbordende Fülle an Möglichkeiten, Schriftstellen heranzuziehen, und tatsächlich ist es ein großartiger Aspekt unserer Schrift, dass, wenn wir einmal angefangen haben, darin zu lesen, wir von einer Stelle auf die nächste verwiesen sind, zu keinem Ende kommen und eigentlich auch nirgends anfangen können ...

Ich möchte daher ganz traditionell jene Stelle heranziehen, die wir beim Fest der Geburt des Herrn lesen, die lukanische Weihnachtsgeschichte, in der die Ankunft des Herrn verkündigt wird. Eigenartigerweise wird am Beginn dieser Perikope nicht der Name Jesu genannt, und das, obwohl gerade in der Antike der Anfang eines Abschnitts normalerweise den Grundinhalt, die Grundaussage angestimmt hat, vergleichbar heutigem Zeitungsjournalismus, sondern die Namen von Augustus und Quirinius.

KURT APPEL, Jg. 1968, außerordentlicher Universitätsprofessor für Fundamentaltheologie an der kath.theol. Fakultät der Universität Wien.

Wir befinden uns also im Zentrum des einstigen Weltgeschehens, der großen Politik. Könnten wir mit den Ohren der damaligen Welt hören, würden wir wahrscheinlich sofort den Slogan der Pax Augusteia vernehmen. Diese wurde überall gefeiert – man denke etwa an die «Res Gestae» des Augustus, die damals in den größeren Städten monumental verewigt wurden – und propagiert. Gemeint war damit die militärische Unterwerfung oder zumindest Befriedung der angrenzenden Welt. Ideologisch in engem Zusammenhang stand der orientalische Kaiserkult. Mit dem Kaiser hatte man einen handgreiflichen Gott auf Erden, einen sichtbaren Garanten der kosmischen Ordnung, ein Identifikationsobjekt. Doch dieses verlangt seinen Preis und davon handelt der Anfang unserer Geschichte: Die Bewohner müssen sich in staatliche Steuerlisten eintragen lassen. Konnotiert war damit zweierlei: Erstens die Funktion des Staates, denn dieser war nicht Sozial- oder Wohlfahrtsstaat, sondern geldverschlingende Militärmaschinerie zur Sicherung der Pax Augusteia und der kaiserlichen Macht. Israel (in dieser Deutlichkeit als einziges Volk) wusste ungeschminkt und unverschleiert um diese Funktion des antiken Staates, nicht zuletzt 1 Sam 8,10-18 hatte es ihm klar vor Augen geführt. Mit dem Unterschied allerdings, dass es diesmal nicht im Bereich eigener Entscheidung lag, ob es diesen Staat akzeptierte oder nicht. Zweitens war mit der Erwähnung einer Volkszählung auch impliziert, dass jenes Imperium vom Gott des Lebens abgewandt war und auf eigene militärische Macht und Stärke baute, statt dem Herrn zu vertrauen (2 Sam 24).

Im weiteren Fortgang geht die biblische Erzählung wie ein Teleobjektiv vor: Der Blick wird schärfer, genauer: Wir sind jetzt nicht mehr mit der großen Macht, sondern im wahrsten Sinn des Wortes mit dem «kleinen Mann» konfrontiert. Vor unsere Augen treten die Gestalten des Joseph und seiner hochschwangeren Frau Maria, die Opfer dieses Staates sind, die den Preis für die militärische Stärke zu bezahlen haben. Wir erfahren dabei, dass Joseph aus dem Geschlechte Davids ist. Warum wird dies erwähnt? Der biblische Leser hat die Verheißung von Jes 11, vom Baumstumpf «Isais» (und viele andere auch, v.a. Jes 7,14; Mi 5,1-3) vor Augen. Aus dem Geschlecht Davids wird der Messias, der IMMANUEL kommen, der Gerechte und Friedensbringer, d.h. der Bringer des Friedens GOTTES, der Überwinder aller menschlichen (und sogar kosmischen!) Gewalt, der Gerechtigkeit und Treue als Gürtel um seine Hüften hat. Doch wie schaut die Realität aus? Begegnet uns hier nicht eine Familie, bei der nichts mehr vom messianischen Glanz zu merken ist, arm, hilflos, schwach, sogar auf Herbergssuche? Ist nicht diese Herbergssuche symptomatisch für den Zustand der Welt? Und ist diese wiederum nicht dadurch gekennzeichnet, dass sie eben gerade den Menschen nicht birgt, das sie dem Großteil der Menschheit im wörtlichen und umfassenden Sinne die Herberge, die Geborgenheit verweigert, dass sie sie in rastlose Flucht zwingt? Sind nicht die messianischen Bilder, die mit dieser Familie verknüpft sind, blanker Hohn und Zynismus?



Die erste Antwort auf unsere Fragen scheint negativ zu sein. Was wir zu erwarten haben, ist scheinbar eine ungastliche Welt, allenfalls, wenn wir auf der Siegenseite stehen, der allzu faule Schutz einer Pax Augusteia mit ihrem monumentalen Aufwand an Mensch und Material (und in der Sprache dieser Welt ist beides ohnehin allzu leicht ein Synonym). Der biblische Text bleibt aber hartnäckig! Er schreibt nicht die Idylle von Philemon und Baucis, d.h. er verdrängt nicht, vielmehr scheint er uns inmitten der Realität einen anderen Blick abfordern zu wollen. Betrachten wir daher weiter und versuchen wir diesen Blick zu erfassen! Zunächst: Ein Bote des HERRN tritt auf, nicht am Königshof des Herodes, nicht bei der religiösen Hierarchie, auch nicht bei den Generälen des Kaisers oder seines Statthalters, sondern bei Hirten, bei, so können wir wohl ergänzen, Tagelöhnern und Herbergslosen. Dann das Ungeheure: Der Bote verkündet das Evangelium, er erzählt, dass der Messias erschienen ist. Wir haben vorher bereits die messianischen Bilder angedeutet: Der Messias ist Friedensbringer und Friedensfürst, er ist, wie uns Jes 11 sagt, Zeichen der Nationen, Völker und Gesellschaftsordnungen, er ist Fruchtbringer, sein Thron wird ewig Bestand haben (2 Sam 7,16; Ps 89,27-30), seine Herrschaft ist mit Bildern der Fülle konnotiert (Ez 47,1-12), und: Es wird verheißen, dass sein Wohnsitz prächtig ist (Jes 11,10). Klingt es da nicht besonders seltsam, dass der Messias «in Windeln gewickelt, in einer Krippe liegt»? Wird nicht hier alles, was an sinnvoller Erwartung, sogar durch die Schrift selber ausgewiesen, vorhanden war, durchbrochen? Wieso kann ein Kind in Windeln, in einer Krippe, der erwartete Messias sein?

Hören wir, bevor wir vorzeitig unser Fragen abbrechen, weiter, hören wir den Freudengesang der Engel: «Verherrlicht ist Gott in der Höhe und auf Erden ist Friede bei den Menschen seiner Gnade.» Wenn wir genau zuhören (und der Leser des Evangeliums hörte genau!), bemerken wir in diesem Engelsgesang noch den Nachklang des «Benedictus» und bereits das «Nunc dimittis» anklingen. Zacharias und Simeon haben den Friedensherrscher ankommen sehen, sie haben prophetisch einen Blick auf diese Welt gewonnen, dem auch der Gesang der Götterboten entspricht. Ist dieser Blick und damit unsere Erwartung Illusion, Selbsttäuschung? Bevor wir uns dieser Frage weiter stellen, müssen wir kurz auf die Eigenart prophetischer Rede eingehen. Sie ist nicht einfach dadurch gekennzeichnet, dass sie die Zukunft vorhersieht, wohl aber dadurch, dass sie ein Ereignis nicht nur aus sich, sondern aus dem gesamten Kontext des Heilsplans Gottes zu deuten vermag. Prophetische Rede sieht das geschichtliche Ereignis nicht als zufälliges, belangloses, bloß empirisches Geschehen, sondern sie sieht das konkrete Ereignis im Lichte der ganzen Heilsgeschichte. Umgekehrt gilt allerdings auch, dass diese Heilsgeschichte in ihrem Gesamt gerade in der prophetischen Schau des konkret geschichtlichen Heilsereignisses ansichtig wird und

nicht etwa abstrakt außerhalb solcher Ereignisse formuliert werden könnte. Gottes Heil – prophetisch gedeutet – vermag im konkreten, alltäglichen Augenblick und gerade da, zu erscheinen und dabei unsere Erwartungen zu durchbrechen und die Welt, den Alltag, zu verwandeln. Gott spricht sozusagen außergewöhnlich im Gewöhnlichen – und was ist gewöhnlicher, realistischer als Menschen auf der Herbergssuche, als Menschen unter der Knechtschaft irgendeines Gewaltregimes – und der Prophet, der Bote, der Verkünder des Evangeliums ist der- oder auch diejenige, die den Augenblick, in dem Gott mitten im Weltgeschehen spricht, zu deuten vermag. Man könnte sagen, es ist die Person, die mit ihrem Leben dafür einsteht, ihre Schau mit diesem Leben verantwortet. Allerdings gilt auch, dass diese Deutung nicht selbstverständlich ist. Die einen haben in dem Neugeborenen, erfüllt vom Heiligen Geist, den Messias zu erblicken vermocht, die Anderen, wie uns Matthäus erzählt, einen zu beseitigenden Rivalen, wieder andere werden einfach ein Kind in Windeln sehen. Bevor wir jetzt diese Eigenart des prophetischen Blickes, der uns hier abverlangt wird (und tatsächlich ist ja Christen und Juden nach Joel 3.1-5 bzw. Apg 2,16 verheißen, dass sie Propheten sein werden, ersteren sogar, dass sie in der Taufe den Hl. Geist empfangen, der uns diesen prophetischen Blick schenkt), weiter entfalten, betrachten wir, was vom Leser sonst noch gehört werden kann in diesem Engelsgesang der Weihnachtsgeschichte, der das Zentrum der ganzen Perikope darstellt:

«Verherrlicht werden soll Gott in der Höhe»: Dies ist nicht einfach eine Aufforderung, sondern darin ist die Mitte der ganzen Schrift angesprochen, denn für den gläubigen Juden (und auch für die ersten Christen) war klar, dass der eigentliche Sinn des Lebens, dieses Kosmos, die Gegenwart Gottes, sein Thronen am Lobpreis Israels war (vgl. etwa Ps 22,4; für die Israeliten war die Wohnstatt Gottes im Tempel, genauer im Tempel des Lobes; im Übrigen hat auch Joh dies so gesehen, allerdings hat er hinzugefügt, dass dieser Tempel des Lobes Fleisch geworden ist, Gestalt angenommen hat in der Welt – vgl. Joh 2,21). Klar war allerdings auch, dass ein solches Wohnen Gottes in seinem Volk nur dann erschwinglich war, wenn es seinerseits sich um Gerechtigkeit, um die Armen und Ausgebeuteten, Witwen und Waisen kümmerte. Der Messias, in dem, wie wir als Christen sagen können, und mittels dem, wie unsere jüdischen Brüder behaupten, Gott bleibende Wohnstatt in der Welt nimmt, ist also nicht derjenige, der uns Denken und Handeln abnimmt und quasi alleine die Welt in «Freude und Eierkuchen» verwandelt, sondern der Messias braucht ein Volk, eine Gesellschaft, Menschen, uns ...

Die zweite Botschaft betrifft den Frieden: «und auf Erden ist Friede»: Wir haben bereits erwähnt, dass dieser Friede Kennzeichen der messianischen Zeit ist. Einen engen Anklang, der mit unserer Stelle eine das Evangelium



umfassende Einheit bildet, gilt es dabei besonders zu bedenken (Lk 19,38): Nämlich den Einzug Jesu in Jerusalem, der seinerseits wiederum nur vor dem Hintergrund der Prophetie des Sacharja verständlich ist (Sach 9,9). Jesus betritt Jerusalem als endzeitlicher Friedensbringer. Anstelle des Pferdes, welches Reittier der hohen Militärs war, reitet er auf einem Esel, Zeichen des Friedens, gleichzeitig sozusagen «Antithese» zum militanten Pferd, in Jerusalem ein, wie es Sacharja verheißt hat. Mit diesem Ritt beginnt aber, wie wir wissen, wie auch die Leser damals wussten, nicht einfach der Friede, sondern Tod und Mord. Der Messias, der Friedensbringer wird ermordet, die Fülle der Zeit scheint am Kreuz zu enden, bevor sie begonnen hat. Wir wissen, dass Jesus den Frieden, so weit man in so einer Situation dieses Wort überhaupt noch in den Mund nehmen kann, gewahrt hat. Seine Schüler oder zumindest einer von ihnen wollte Gewalt anwenden (Lk 22,50), doch Jesus wehrt ab: «Hört auf damit!». Der «Friede» Jesu ist teuer erkaufte: Er stirbt dafür am Kreuz. Allerdings gibt uns die Schrift auch hier wieder ein Signal: Der Hauptmann am Kreuz ruft in der Version des Markus aus: «Dieser Mensch (und nicht der glorreiche Kaiser und sein Hofstaat) war Gottes Sohn (Mk 15,39)». Auch hier treffen wir wie bei den Engeln einen prophetischen Blick auf das Heilsganze an.

Damit sind wir beim dritten Teil des Spruches: Es sind die «Menschen des Wohlgefallens», auf die der Friede kommt, für die sich die Erwartung der Ankunft des Gottessohnes konkretisieren wird. Nicht solche, die besonders privilegiert wären, sondern solche, die sich einem tieferen Blick (wir können auch sagen: dem Glauben) öffnen. Sie vermögen in jenem, der keine Herberge hat und auch später nicht haben wird (Lk 9,58), sie vermögen im Gekreuzigten, im Wehrlosen, im Gewaltlosen und Ohnmächtigen den Messias zu erblicken. Dieser Blick hat allerdings eine Grundlage: Es ist das Ostergeschehen, in dem der HERR den Tod überwunden hat, in dem ER angekommen ist im HEIL und uns den Weg gebahnt hat. Dieses Ostergeschehen bildet Anfang und Ende und Mitte der Weihnachtssperikope, der Schrift, menschlicher Geschichte, aber auch hier gilt: Es ist eine eigenartig leise Ankunft. Gott beantwortet menschlichen Hass mit einem Heilszeichen, indem er SEINEN Sohn für uns als den LEBENDIGEN offenbart, aber diese Offenbarung geschieht wie die Geburt, wie die Empfängnis im Stillen. Es sind wiederum nicht die Wissenschaftler des Wortes, die Generäle und die Politiker, denen der Auferstandene begegnet, es ist eigentlich merkwürdig wenig, was passiert. Keine Revolution, keine gewaltige Epiphanie; es sind vielmehr ein paar galiläische Fischer, ein paar Frauen, denen der HERR begegnet (und einem Pharisäer auch, der sein Leben wird umwerten müssen): Und doch, sie haben den Frieden gesehen, ihre Erwartung wurde übertroffen, unendlich übertroffen, mehr als erfüllt und von dieser Fülle beginnen sie zu geben ...

Doch wenden wir uns zum Abschluss noch einmal unserer Weihnachtsgeschichte zu: Wir haben versucht, zu erahnen, dass ihre Erzählung vom Messias nicht blanker Zynismus, nicht bloßes Wunschdenken ist, sondern der von Gott geschenkte prophetische Blick, aus dem die Welt lebt. Wir müssen jetzt aber, so scheint es, noch einmal die Frage des Anfangs, die Frage nach der Erwartung modifizieren: Sie lautet nicht mehr primär: Was erwartet uns? (es ist dies die Frage der Heiden, die ihr Schicksal, ohne Vertrauen auf den Gott der Treue, vorhersehen wollen)? Auch nicht: Was erwarten wir? (diese Frage ist doch viel zu unbestimmt), nicht einmal mehr zuallererst: Wen erwarten wir?, denn es ist zwar der Messias, den wir erwarten, aber der ist in Jesus von Nazareth definitiv und ein für alle Mal (an)gekommen. Die Frage muss lauten: Wer erwartet uns? Diese Frage bewegt die Hirten, nach Betlehem zu kommen, und, wie Matthäus schildert, Sterndeuter aus fernen Landen. Wir müssen wohl sagen, dass es Jesus von Nazareth ist, der uns erwartet, der angekommen ist und in uns je neu ankommen will. Es ist der Messias, dessen Basileia mittels der Kirche, mittels uns in der Welt wachsen will. Es ist, wie uns Matthäus (Mt 25,35) zu verstehen geben wird, der Messias in der Gestalt des Fremden (des Fremden in jederlei Hinsicht, des Menschen, dem die Welt zur Fremde geworden ist, dem nicht Beherbergten – womit wir wieder bei einem unserer anfänglichen Bilder angelangt wären), dem wir ein (immer größeres Stück) Herberge einräumen sollen. Am Ende dieser Erwartung, dann, aber erst dann, wenn die Ankunft des Gottessohnes uns, d.h. aber auch immer ein Stück Welt verändert, gastlicher gemacht hat, steht, wie bei Maria, das Aufbewahren im Herzen, d.h. die Intimität der Beziehung, die Entdeckung der Verheißung als das Kostbarste, was es in unserem Leben gibt, und die Besinnung, und dazu, wie bei den Hirten, Ruhm und Preis des HERRN.